

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338436](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338436)

Die silberne Hochzeit

Von Wilhelm Schäfer

An einem Herbstabend des Jahres 1940 waren in einer rheinischen Stadt die Freunde des in Frankreich gefallenen Fabrikanten Bittermann von seiner Witwe zum Essen eingeladen. Sie wunderten sich darüber; denn die Frau hatte den Tod des geliebten Mannes lange nicht verwinden können und den Sommer mit ihren Kindern vertrauert. Der Fabrikant indessen war ein fröhlicher Gastgeber gewesen, und die Gesellschaften in seinem Hause hatten bei allen, die mehr als Speise und Trank suchten, für Feste gegolten: nicht allein um der edlen Musik willen, wobei er selber das Cello im Quartett spielte, auch nicht, weil seine Frau mit ihrer Glockenstimme gern und gut hohe Dichtungen sprach, sondern weil die Wahl der Gäste jedes geringe Gespräch unmöglich machte.

Der Fabrikant hatte lange als Hauptmann im Westwall gelegen, ehe er zu den wenigen Opfern zählte, die Verdun diesmal kostete. Nun stand sein ältester Sohn Karl, der in Polen und Frankreich heil geblieben war, mit seiner schlanken Gestalt in der Halle, die Gäste seiner Mutter zuzuführen, die umgeben von ihren Töchtern Ottilie und Charlotte im Rollstuhl saß; denn sie war durch ein Hüftleiden gelähmt.

Die Halle mit der hohen Balkendecke war allen wohlbekannt, die sich an diesem Abend nicht so heiter wie sonst darin versammelten. Das Haus Bittermann sei wie ein Buch, aus dem das Titelblatt herausgerissen wäre, sagte der kleine Studienrat, der als Bücherfreund solche Sprüche liebte, und der weißhaarige Medizinalrat wunderte sich, daß diesmal wie sonst Musik gemacht werden sollte, wozu nebenan in der Bibliothek schon die Instrumente gestimmt wurden.

Die wachsbleiche Frau im Rollstuhl aber, die ihnen allen die Hand reichte und jedem einen Blick ihrer tiefgründigen Augen gab, schien wieder der Heiterkeit mächtig, mit der sie ihre Erkrankung ertragen hatte. Wir danken Ihnen, daß Sie zu unserer Feier gekommen sind, sagte sie und merkte anscheinend nicht, wie seltsam das Wort in den Ohren der Gäste klang, daß sie von einer Feier sprach, womit doch nur eine Gedächtnisfeier für den gefallenen Hausherrn gemeint sein konnte.

Es wurde eine Fuge von Johann Sebastian Bach als Streichmusik gespielt, wie der Fabrikant diese Fugen vorzutragen geliebt hatte; und als zunächst die beiden Geigen allein das Präludium bestritten, war nicht der Schatten einer Klage darin, wie die beiden Stimmen einander die Führung gleichsam aus den Händen rissen: keinem Gefühl Raum zu geben als dem unbedingten Mut zum Leben, der danach seinen Vierschritt in der Fuge begann.

Es war noch eine Einrichtung des Fabrikanten, daß in der Bibliothek nebenan gespielt wurde, so

daß keine Wahrnehmung der Musikanten die Hörer ablenkte. Die Musik kam so nicht aus den gespielten Noten; ja, sie war nicht einmal mehr Kunst: nur tönendes Geheimnis, das einmal Johann Sebastian Bach offenbart worden war, Ewigkeit in den Alltag zu tragen.

Gleichwohl blieb die Menschensprache, und die da in der Halle des gefallenen Fabrikanten saßen, Männer und Frauen einer rheinischen Stadt, hatten Ohren, sie zu hören und zu verstehen. Diese Frau im Rollstuhl mußte dem Schicksal gewachsen sein, sonst hätte sie es nicht vermocht, dem Gedächtnis ihres Mannes eine solche Musik spielen zu lassen.

Als nach einer gesättigten Stille, in der alle Obertöne ausklingen konnten — denn auch dies war im Haus Bittermann Sitte, daß kein Beifall den Eindruck überdecken durfte — als nach dieser Stille die Musikanten ihre Instrumente versorgt hatten und scheuen Blicks durch den offenen Vorhang eintraten, war keiner der Zuhörer so benommen, daß er das gewohnte Antlitz des Hausherrn unter den Vieren vermißte; wohl aber hingen die Blicke an dem jüngsten fast noch knabenhaften Sohn Bernhard, der das Cello des Vaters gespielt hatte, und der nun mit Tränen Spuren im Gesicht als der Vierte im Quartett dastand. Sie wußten, daß die musikalische Begabung des Vaters in ihm nach Größerem begehrt; aber wie sehr seine gedrungene Statur und Haltung an den gefallenen Hausherrn erinnerten, dies sahen sie erst nun, als ihm die Mutter als letztem dankbar die Hände hinstreckte; denn er war es ja, der die Musik ausgesucht hatte.

Das Speisezimmer lag um drei Stufen höher als die Halle; nachdem die beiden Glastüren von dem alten Diener auseinander geschoben waren, sahen die Gäste von der Seite zu einer mit Herbstblumen geschmückten und durch Kerzen erleuchteten Tafel hinauf. Wir können nicht mehr anbieten, als wir heute haben; aber unser Tisch ist nie üppig gewesen: so wird der Unterschied nicht schmerzlich sein! sagte die Frau, als sie von ihren Söhnen mit geübten Griffen im Rollstuhl heraufgetragen und an das rechte Kopfende des langen Tisches geschoben worden war.

Das Ehepaar Bittermann hatte immer so an den Kopfenden der Tafel gegessen, damit es keine geringeren Plätze gäbe; und der leere Stuhl des Fabrikanten stand am linken Ende zwischen den Stühlen der beiden Söhne, während die Mutter zwischen ihren herangeblühten Töchtern saß. Wie eine Brücke war mitten über die Tafellänge ein silbernes Band gelegt, darauf Astern in allen dem Silber angenäherten Farben lagen. Auch der leere Stuhl des gefallenen Hausherrn war so geschmückt; und ehe die Gäste mehr als eine Ahnung haben konnten, bat die Hausfrau, eine Erklärung des Tafelschmuckes wie der Einladung geben zu dürfen.

Wir haben die Freunde und Freundinnen unseres Hauses zur Silbernen Hochzeit eingeladen, die mein Mann und ich heute begingen, wenn er nicht gefallen wäre. Es ist weder ein törichter Einfall von mir noch ein Vorwitz, sondern die Erfüllung einer Pflicht, die mir im letzten Brief meines Mannes auferlegt wurde. Ich bin dankbar, die Kraft dazu wiedergefunden zu haben, und freue mich, daß Sie gekommen sind. Den Brief wird Ihnen später mein Sohn Karl vorlesen. Ob danach noch etwas gesprochen werden darf, werden Sie wissen, wenn Ihr Herz von den letzten Worten meines Mannes angerührt ist.

Ihre Körperlichkeit hatte die Frau gehindert aufzustehen, als sie diese Worte wie ein Tischgebet sagte; aber es paßte besser dazu wie sie mit ineinander gelegten Händen im Rollstuhl zwischen ihren Töchtern saß, denen beiden ungehindert die Tränen flossen; sie aber war ihrer Herr geworden.

Der Leutnant Karl Bittermann trug das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch; als er im Verlauf des einfachen Mahles mit dem Brief in der Hand aufstand, wandten sich alle Augen sogleich seinem Gesicht zu, das dem der Mutter ähnlich, nur härter gehämmert war. Der letzte Brief meines Vaters hat folgenden Wortlaut, sagte er, als ob auch diese sachliche Mitteilung das Thema einer Fuge wäre; und er wußte, daß es in Wahrheit eine Fuge war, die nun erklingen sollte.

Liebe Frau, im Herbst wären fünfundzwanzig Jahre vorüber gewesen, seitdem wir uns kriegs-trauen ließen, ich der Leutnant der Reserve, der nach seiner Verwundung im Urlaub war, und du seine Braut, die ein Jahr lang täglich um ihn gebetet hatte. Wenn wir unsere Silberne Hochzeit hätten feiern dürfen, wäre ich wieder wie damals im feldgrauen Rock auf Urlaub gewesen: so haben wir zwischen den Kriegen gelebt.

Seit gestern stehen wir anders auf einem Boden, der vor vierundzwanzig Jahren unersättlich deutsches Blut trank, und heute sah ich die Höhe 304, die mir aus Höllenfeuern bekannt ist. Sie wird morgen in unserer Hand sein, ohne Opfer freilich auch diesmal nicht, und es mahnt mich, daß jedem sein Schicksal bestimmt ist. Ich habe den Tod immer eine Termsache genannt, weil seine Tatsache zum Dasein gehört; in seine Unabänderlichkeit eingebettet spielt sich das Leben ab, dessen Tage und Jahre wir zählen. Wollten wir in der Furcht des Todes leben, müßten wir verzagen: mögen es andere können, der Soldat kann es nicht; was wäre sonst sein Mut?

Es geht morgen nicht um die Höhe 304, die wir im Juni 1916 vergebens hielten; ihre Bedeutung ist in diesem Feldzug dahin, wie die Bedeutung aller Orte, um die damals Deutschland blutete. Es geht um die Schmach von 1918, die uns in den Herzen brannte und die nun ausgelöscht wird.

Ich habe, Du weißt es, mein Haus bestellt, als ich Abschied nahm; denn wer in den Krieg geht, kommt in die Gärten des Todes. Soll ich spekulieren, daß andere für mich fallen? Der Krieg ist kein Lotteriespiel.

Wenn der Krieg, wie Clausewitz sagt, das letzte Mittel der Politik ist, so kann kein Frieden ohne Tapferkeit sein. Wie ihn seine Apostel priesen, als Wohlsein führt er zum faulen Genuß und zur Entartung. Auch jedes Glück des Alltags muß erobert und verteidigt werden. Darin sind wir so herzeinig geblieben, wie wir es uns in der Glücksstunde unserer Begegnung erträumten und gelobten.

Wer je die unendliche Verantwortung seines Lebens gespürt hat, wie kann er anders als tapfer sein, ihr jedes Wort und jede Tat zu unterstellen! Es ist wie mit einem Stein, der ins Wasser geworfen wurde: er selber sinkt, aber noch die leisesten Anschläge seiner Wellenkreise am Ufer weisen auf ihn als ihren Mittelpunkt zurück. So lange Menschen leben, die uns kannten, so lange werden die Kreise zittern, und wer sagt, daß sie je aufhören werden, auch wenn niemand mehr von dem Stein weiß?

Falle ich morgen, so wehre den Tränen nicht und laß Deinen Schmerz nicht stumpf werden, weil Du Furcht vor ihm hast. Wirf, was unser Glück war, in die andere Waagschale: ich bin gewiß, es gelingt Dir, die Schalen ins Schweben zu bringen.

Unsere Silberne Hochzeit im Herbst wäre keine laute Feier geworden; mein feldgrauer Rock hätte uns an das Opfer erinnert, das zu fordern ein letztes Recht des Vaterlandes ist, wie, dieses Opfer freiwillig zu bringen, einmal ein hohes Glück der dazu Auserwählten war. Darum möchte ich, daß Du den Tag für unsere Kinder und Freunde als eine Weihe begingest, darin ich mitten unter Euch wäre, Euch und Dir für alles zu danken, das zu verdanken ich so tief in eurer, in Deiner Schuld bin!

Als der Leutnant Karl Bittermann die letzten Worte seines Vaters las, zitterte ihm die Stimme; aber sie brach nicht, sondern wurde klar, als ob noch einmal das Thema der A-moll-Fuge in den A-dur-Schlußakkord ausströmte, daß ihm die Tränen rannen, verbarg er nicht, wie es keiner an der Tafel tat, obgleich sie alle im Glück dieser Feier dasaßen.

EINE SCHANZE IST NUR EIN HAUFEN DRECK,
ABER DER SOLDAT VERTEIDIGT SIE MIT SEINEM LEBEN,
WEIL SEINE FAHNE DARÜBER WEHT.

Johann Wolfgang von Goethe

die wir
ung ist
g aller
s geht
Herzen

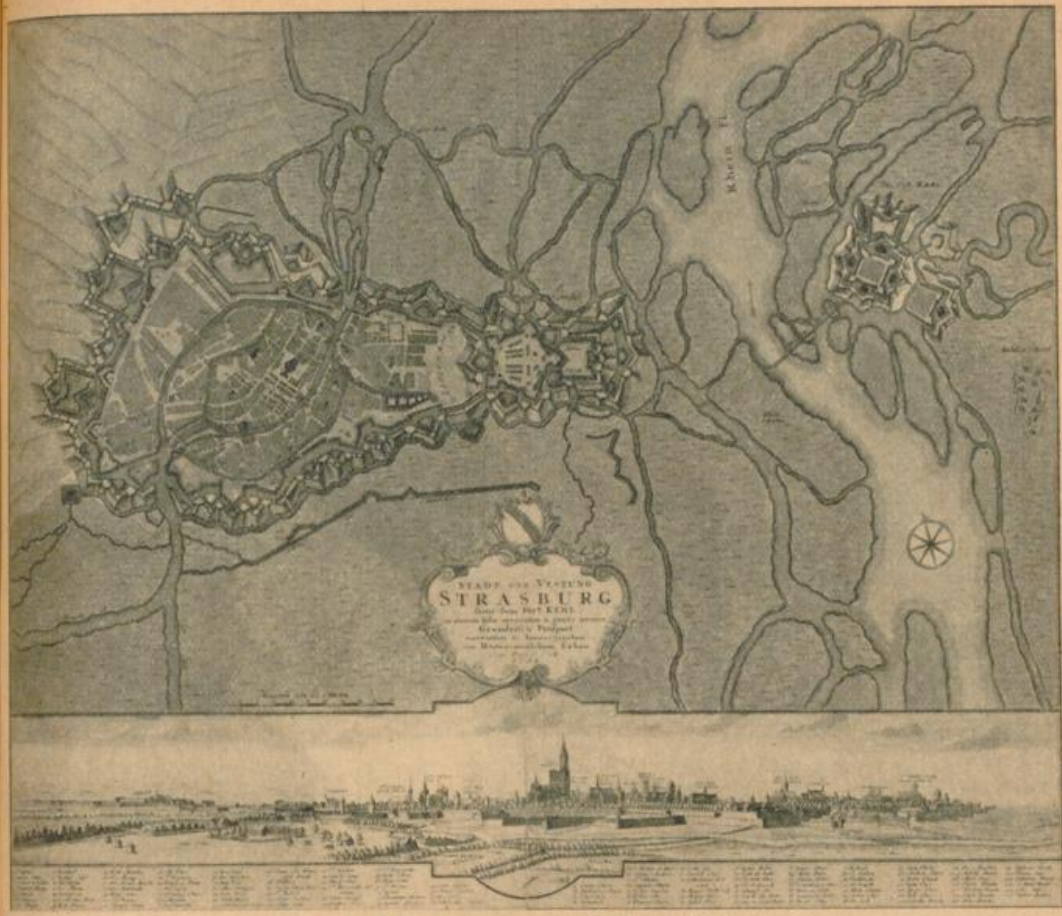
ilt, als
g geht,
speku-
ieg ist
letzte
ohne
en, als
r Ent-
robert
rzeitig
de un-

seines
tapfer
tellen!
gewor-
sesten
on auf
Men-
en die
hören
Stein

at und
eil Du
war, in
lingt

keine
hätte
etztes
frei-
dazu
u den
Weihe
Euch
en ich

etzten
mme;
ls ob
den
Trä-
n der
Feier



Stadt und Festung Straßburg mit Kehl im Jahre 1734
Nach einem alten Stich

Der Brückenkopf von Straßburg und Kehl

Von Albert Hodapp, Karlsruhe



Schon zur Zeit der Postkutsche bestand auf der hölzernen Schiffbrücke zwischen Straßburg und Kehl ein reger Übergangsverkehr. Welche Bedeutung diesem Übergang im internationalen Verkehrswesen zukam, geht aus einer Inschrift hervor, welche die französische Behörde auf einem Meilenzeiger in der Nähe von Straßburg errichtet hatte. Sie lautete: „Route de Paris à Vienne par Strasbourg et Kehl“.

In den Annalen der Stadt Straßburg finden wir 1333 die erste Erwähnung einer Brücke. Ein Patent vom Jahre 1393 über diese Brücke lautet: „Fryheit von der Rine-Brucken wegen zu Straßburg. Wir Wentzelau von Gottz Gnaden Römischer Ku-

nig, zu allen Zyten Merer des Richs und Kunig zu Böhheim, bekennen und tunt kunt“ usw.

Die Stadt Straßburg stand bereits im Jahre 1516 mit dem durch Franz von Thurn und Taxis errichteten Postamt in Rheinhausen/Baden (gegenüber Speyer am Rhein), im Postkurs Wien—Brüssel, in direkter Verbindung. Der Postreuter von Straßburg, so nannte man damals den von der Stadt ernannten und vereidigten Postillon, war beauftragt, die abzusendenden Briefe zu sammeln, um sie nach Rheinhausen zu verbringen, woselbst der Postmeister die Umspedition und Weiterbeförderung durch die Reichspost vornahm.

Wie alle bedeutenden Städte am Rheine, so hatte auch Straßburg sein „Gegenüber“, die Stadt Kehl. Der Überfahrtsort Kehl hatte für die Bewohner von Straßburg stets eine große Anziehungskraft

ausgeübt, und diese auch bis auf den heutigen Tag erhalten, das mußten selbst die Franzosen zugeben. Über den Verkehr in der Stadt Kehl berichtet in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Franzose J. Marmier im „Album alsacien“ etwa folgendermaßen: „Da ist die Post von Kehl mit ihren Condukteuren, welche sehr wichtig aussehen. Insbesondere die Postillone mit ihrer gelb-roten Montur, welche sich mit viel Stolz auf ihrem Pferde aufrichten, weil sie auch Staatsbeamte sind und somit sich über dem Volk erhaben dünken. Bemerkenswert ist das „Hotel“ von Kehl, an welchem alle Diligencen anhalten und woselbst alle Reisenden absteigen. Der große Empfangssaal, dessen Tisch fortwährend gedeckt ist; hier sitzen Leute bereits beim Dessert, dort andere, welche sich soeben erst zur Tafel niederlassen. Zu jeder Zeit kann man hier ein eigentümliches Gemisch von Sprachen und Meinungen aller Art vernehmen: Engländer, welche von der „Bill“, Franzosen, die von Ludwig-Philipp und von der Revolution, Deutsche, welche von ihren Fürsten sprechen. Zu gleicher Zeit hört man die Postillone fluchen, die Mägde kreischen und die Kellner die Regelung der Rechnungen bewirken. Am Ende des Saales schwebt eine Wolke von Tabaksrauch, hinter welcher fünf oder sechs Männer an einem Tische Karten spielen. Sie haben große Gläser Bier vor sich und ihre Pfeife legen sie nur kurz weg um auszurufen: „cœur“ oder „carreau“! „König“ oder „Bube“! Während dieser Zeit geht der Wirt von einem Tisch zum andern, reicht den Bekannten die Hand, plaudert mit diesem, nimmt eine Prise von jenem und ist stets eifrig, höflich und zuvorkommend; unterwür-

fig zu einem Epauletten-Träger oder einem Ordens-Inhaber, aber doch verschieden, je nach dem Weine oder nach den Speisen, die gewählt wurden. Mit der Ruhe ist es aus, sobald der Mann in den großen, mit Sporen versehenen Stiefeln eintritt und alle benachrichtigt, daß der Wagen zum Einsteigen bereit steht.“

Als Straßburg seine Souveränität verlor, ging das Eigentumsrecht der Brücke auf den Staat über, und damit auch die Einnahme an Zoll. Zur Zeit Napoleons I. wurde eine Brücke au. Holz über den Rhein gebaut. Sie war 395 m lang und kostete über eine Million Franken. Als die zweite Invasion der Franzosen in Deutschland nach der Rückkehr Napoleons von Elba sich vorbereitete, ließ Baden einen Teil der Brücke zerstören.

Folgende Postwagen fuhren von Straßburg über Kehl nach Deutschland: Täglich um 6.30 Uhr abends über Rastatt, Karlsruhe nach Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Leipzig und Berlin. Täglich um dieselbe Stunde über Freiburg, Basel nach Bern. Ebenfalls täglich über Stuttgart, Ulm, Augsburg und München nach Wien. Ferner täglich nachmittags 3 Uhr über Offenburg, Donaueschingen nach Schaffhausen, Konstanz, St. Gallen und Mailand. Obige Eilwagen nahmen nur Personen und deren Gepäck mit. Packwagen zum Transport von Waren, Effekten und Geldern — (Wertbriefe und Wertpakete), fuhren montags, mittwochs und samstags mittags am Kaufhaus Nr. 19 bei H. Ottmann & Söhne, ab. Außer den vorgenannten Eil- und Packwagen verkehrten nachstehende badische Wagen mit Absteigequartieren in Straßburg:

Namen der Orte	Ankunft	Abgang	Gasthöfe
Baden (Schwarzach)	Donnerstag	Freitag	Hirschen
Karlsruhe	„	„	Schwarzer Bär
Donaueschingen	„	„	Metzgerstube
Furtwangen	Freitag	Samstag	Schwarzer Bär
Freyburg	Mittwoch	Donnerstag	Metzgerstube
Konstanz	unbestimmt	folgender Tag	„
Lahr	Mittwoch	Donnerstag	„
Offenburg	Freitag	Samstag	Schwarzer Bär
Rastatt	Mittwoch	Mittwoch	„
Tryberg	Freitag	Samstag	Roter Ochsen
Villingen	Donnerstag	Freitag	Metzgerstube

In den Verhandlungen des Generalrats des Niederrheins der Session von 1869 kam unter anderem auch zur Sprache, daß die Kaufleute in Straßburg ihre für Deutschland bestimmten Briefe vielfach zur badischen Postanstalt nach Kehl brachten, weil sie dort nur drei oder sieben Kreuzer, also zehn oder 25 Cent, kosteten, während die französische Post in Straßburg für den einfachen Brief 40 bis 50 Cent., für den doppelten 80 Cent.

bis 5 Franken erhob. In einem Schreiben an den französischen General-Postdirektor war unter anderem betont, daß ein Brief im Gewichte von 15 Gr. nach Amsterdam in Kehl aufgeliefert 25 Cent., in Straßburg dagegen 1,20 Fr. kostet.

War hiernach der Post- und Transitverkehr mit und durch Baden in dieser Zeit schon gut entwickelt, so waren doch die nachbarlichen Beziehungen unter französischer Verwaltung infolge Paßzwang und



Alter Grundriß der Festung Straßburg mit dem Fort Kehl

Zollgrenze gering, trotz der Verbundenheit durch Stammverwandtschaft, Kultur und Sitten.

Erst nach Kriegsende im Jahre 1872 erlebte der Verkehr durch Wegfall aller Verkehrshindernisse sowie durch Abschlüsse von Handelsverträgen usw. einen erheblichen Aufstieg.

Nach den Aufzeichnungen des Straßburger Brückengelderhebers passierten am Pfingstmontag des

Jahres 1873 rund 11 000 Personen aus Straßburg die Brücke, wozu weitere 3000 zu rechnen sind, die die Eisenbahn benutzten.

Die feste Eisenbahnbrücke, welche 1858—1861 auf gemeinschaftliche Kosten Badens und Frankreichs erbaut wurde, gehört zu den bedeutendsten Bauten dieser Art.

Möge man von den Enkeln einst melden:

die Deutschen, nachdem sie wieder wehrhaft und frei geworden, waren ein tapferes Volk, streng in Sitten und Tugenden, freigebig gegen die Bedürftigen, ungestüm bei ungerechtem Angriff und Begehren, im Wollen fest, im Kampf unüberwindlich, mißtrauisch nach außen und zutrauensvoll, einig und offen gegeneinander, treu gegen die Führer, und lieber das Leben als die Treue opfernd.

JOSEF VON GÖRRES

Die Bäuerin schreibt...

Mein lieber Mann!

Die Tagesarbeit ist geschafft. Es war wieder einmal reichlich, aber wie alle Tage bin ich auch heute damit fertig geworden. Jetzt schlafen sie alle. Und ich habe Zeit, an Dich zu denken und Dir zu erzählen, wie es um den Hof und das Vieh und die ganze Wirtschaft bestellt ist.

Ich verstehe, daß Du Dir immer viel Gedanken machst wie ich es mache, daß es mir nicht zuviel wird. Als Du damals ins Feld mußtetest, habe ich nicht gedacht, daß es so viel Arbeit sein würde, die ich auf mich nehmen mußte. Sonst wäre ich sicherlich nicht so mutig darangegangen. Denn ich mußte ja von da an nicht nur an mein Tagewerk im Hof und im Haus denken, sondern der Acker wollte auch nicht vergessen sein, gerade er nicht. Aber wir sind ja inzwischen alle mit unserer Arbeit gewachsen. Und so werde ich heute schon ganz gut fertig. Und wenn ich dann abends am Tisch sitze und Dein Bild vor mir aufgestellt habe, damit Du ganz nah bei mir bist, dann denke ich immer, wie Du wohl das oder jenes gemacht hättest. Und dann wird alles auf einmal viel leichter. Ich denke dann so oft, daß ihr da draußen

auch schon manche schwere Aufgabe bekommen habt und auch nicht erst lange gefragt wird: Kannst Du das auch schaffen? Und ihr seid doch auch immer damit fertig geworden. So müssen wir in der Heimat eben auch unsere Pflicht tun, wie Du da draußen und alle Deine Kameraden. Jetzt geht das Jahr langsam zu Ende. Die Ernte ist im Haus. Und wir können auf ein gutes Stück Arbeit zurückschauen. Nach Deinem Urlaub hast Du bei aller Arbeit zuerst wieder gefehlt. Da sind dann aber die Nachbarn kräftig eingesprungen und haben mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Selbst der Oberhofbauer, der als Ortsbauernführer doch wahrhaftig genug zu schaffen hat, hat oft bei mir reingeschaut und hat mit mir von der Feldarbeit gesprochen, und als es bei der Liese soweit war, ist er die ganze Nacht geblieben. Jetzt steht ein gesundes Kalb im Stall, das ich schon ein paarmal gut hätte verkaufen können.

Wenn ich auf dieses Jahr zurückschaue, dann muß ich sagen, daß wir für unsere Arbeit wenigstens gut belohnt worden sind. Das Korn ist gut reingekommen und die Kartoffel haben reichlich ausgegeben. Du hast ja früher schon immer gesagt, daß Dir keine Arbeit zuviel ist, wenn Du auch den Lohn davon hast. In diesem Jahr haben wir ihn bekommen. Die Scheuer ist voll und das Vieh ist gesund.

Freilich müssen wir viel abliefern. Aber zum Eigenverbrauch bauen und werkeln wir ja auch

nicht. Wenn man nur immer zum Abliefern genug hat. Gestern habe ich alles mit dem Oberhofbauer besprochen. Freilich ist auch das ein Stück mehr Arbeit, die man in Friedenszeiten nicht kennt. Man macht es auch nicht gerade gerne, dieses viele Rechnen und Notieren, denn Schreiben und Buchführen ist nicht Bauernhandwerk. Aber der Krieg verlangt manches von uns, worum wir uns sonst nicht bekümmert haben. Der Oberhofbauer hat mir gestern aber wieder klar gemacht, wie notwendig das alles ist, damit wir siegen. Wenn mir früher jemand gesagt hätte: Du mußt Dich einmal nicht nur um den Hausstand und den Viehstall, sondern auch

um den Acker, überhaupt um den ganzen Hof kümmern, mußt einmal das ganze Tagewerk des Bauern auf Dich nehmen, ich hätte ihm gesagt: das geht doch gar nicht. Und jetzt ist es wirklich so gekommen, und es geht auch.

Du siehst, lieber Mann, Du brauchst Dir um uns keine Sorgen zu machen. Wir sind bis jetzt gesund durch den Krieg gekommen. Und wir wollen nur hoffen, daß wir alle weiter gesund bleiben. Dann wird die Arbeit nie zuviel sein. Auch von Dir hoffe ich, daß Du gesund bist. Und wenn Du erst mit den anderen heimkommst und den Sieg und den Frieden mitbringst, dann wird alles gut sein.

Bis dahin müssen wir schaffen, warten und tapfer sein.

Ich grüße Dich und bin in Gedanken immer bei Dir.



Aufn. v. E. Bauer, Karlsruhe